

Frauenstimme

Nr. 17 * 46. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

5. September 1929

Unter fremden Menschen.

Was die „Herrschaft“ nicht weiß.

Anna.

Eigentlich hieß sie Appollonia; aber das kam man doch von keiner Herrschaft verlangen, daß sie den ewig langen Namen immer rufen soll, und „Loni“ ist entschieden unpassend für eine Hausangestellte. Also taufte man sie Anna, das ist ein richtiger, ordentlicher und solider Name, wie er sich für ein Mädchen gehört.

Anna war als zweites uneheliches Kind einer Bauarbeiterin geboren — vor dreißig Jahren nämlich gab es in Deutschland noch Frauen, die auf die höchsten Gerüste den Maurern Mörtel und Ziegel zutragen. Von ihrem Vater wußte Anna so wenig wie ihre Schwester. Die Gemeinde wollte auch nicht zahlen — mochte das liederliche Weib doch arbeiten, wenn sie solche Bankerte in die Welt setzte! Und das Weibsbild arbeitete — auf dem Bau, sie hatte ja nichts weiter gelernt, als Lasten tragen. Eines Tages verhoß sie sich. Aber ja nichts merken lassen! Zu Hause wartete doch die kleine Loni auf die dünne Mehlsuppe, wartete die vierjährige „Große“ auf das Brot, das die Mutter mitbringen würde. Es würde sich schon wieder „zurechtziehen“. Es zog sich aber nicht zurecht. Eines Tages mußte sie zu Hause bleiben; das war schon Luxus genug, an einen Arzt durften arme Leute nicht so schnell denken. Als der dann doch gerufen wurde, war es zu spät. Nach acht Tagen waren Loni und ihre Schwester Waisen.

Nun mußte die Gemeinde zahlen. Die Kinder kamen zur Großmutter; die war selbst bettelarm und konnte die paar Groschen Pflegegeld gut brauchen. Sie gab den Kindern Liebe — viel mehr konnte sie ihnen nicht geben. Und so kam es, daß Loni im sechsten Jahr nicht eingeschult werden konnte. Sie hatte bis dahin nicht gehen gelernt, die verkümmerten dünnen Beinchen konnten den Oberkörper noch nicht tragen. Im siebenten Jahre schaffte sie es doch, freilich trug die Großmutter die Loni noch zur Schule, der Weg war noch zu weit. Mit vierzehn Jahren kam Loni zum Bauern als Kleinnädchen. Langsam diente sie sich heraus. Mit fünfundzwanzig kam ihr eine revolutionäre Idee: sie würde in die Stadt ziehen und in einem besseren Haus Mädchen sein, sie würde lernen. Da wurde sie zur „Anna“. Sechs Monate war sie in ihrer Stellung. Eines Tages fand sie eine Annonce: Ein Krankenhaus suchte fromme, ruhige Mädchen, die den Schwestern zur Hand gehen sollten. Ach... davon hatte sie immer geträumt: Ruhe und Heimat in einem stillen Haus... Der Lohn war nicht hoch; aber Gott würde es ihr vergelten, schrieben die Schwestern und in ihrem Haus sei sie gefeit vor allen Anfechtungen der bösen Welt, hier würde ihre Seele nicht verloren gehen...

So fuhr Anna weit fort von der Heimat. Freilich, die Arbeit war mehr, als sie gedacht hatte. Von fünf Uhr in der Frühe — sie war Küchenmädchen und mußte ja vor der Frühmesse schon den Kaffee kochen — bis zum Abend um acht; und der kleine Lohn war hier in der großen Stadt noch weniger wert, als sie es sich selbst in der Heimat vorgestellt hatte. Aber sie hielt doch aus — vier Jahre. Dann endlich gelang es einer Tante, ihr klar zu machen, daß ein tüchtiges Mädchen wohl andere Stellen bekommen, wohl mehr Geld verdienen kann, als dort, wo sie für ein paar Groschen und ein Bergeltsgott arbeiten mußte.

Die erste Stelle: Nein, die war nicht schlecht, die Arbeit war nicht viel, ausschlafen konnte man, es gab zu essen, gut und reichlich; aber von ihren eigenen Geschäften in Anspruch genommen, waren der Hausherr und die Frau wenig zu Hause — auch der kleine Junge ging ins Kinderhaus. Und Anna blieb den ganzen Tag allein, sie, die sonst immer unter ihresgleichen gearbeitet hatte. Zur Tante konnte sie nicht einmal an jedem Ausgangstag. Auch die hatte ihre

eigenen Vergnügungen, ihre eigenen Sorgen, ging mit ihren eigenen Freunden aus... Anna war allein. Abends saß sie in der dunklen Küche, die Schürze über den Kopf geschlagen und weinte vor Heimweh. Nur an größte Arbeit gewöhnt, war es ihr eine schwere Aufgabe, mit den feinen Dingen eines gepflegten Haushalts umzugehen — vor Gästen stolperte sie über ihre eigenen Füße. Sie fühlte sich trotz aller Freundlichkeit, die ihr erwiesen wurde, immer mißgeschick, erdrückt von dem Bewußtsein eigenen Ungeschicks. Und als die Frau ihr gar eines Tages klarzumachen versuchte, daß sie den blonden, kleinen Jungen, an den sie ihr heimatloses Herz hängen wollte, nicht morgens und abends auf den Mund küssen dürfe — da kündigte sie. Vier Wochen drauf arbeitete sie wieder um geringen Lohn im Krankenhaus, in dem Messe und Wäscher ihre Arbeit umzirte, die ihre Heimat war. Und da ist sie noch.

Singvögeln.

Der Typhus würgte im Dorf. Eines Tages lag die Mutter tot und starr, fünf Kinder blieben zurück. Die drei großen, schon reif genug, um in den Haushalten der Bauern und Handwerker willkommene Hilfe leisten zu können, fanden um so leichter Pflegektern, als sie, aus erster Ehe der Mutter stammend, nun ganz elternlos waren. Die beiden Kleinen wurden von der Gemeinde ausgegeben: Hanna, das zweijährige Mädchen und Fritz, der vierjährige Junge. Zuerst wurde das blondhaarige Mädchen gern genommen. Bald aber stieß sie eine Pflegefrau der anderen zu: Die Kleine war Bett-nässlerin. Wer wußte damals etwas davon, daß die fleckige Belastung eines Kindes sich durch dieses Symptom anzeigen kann — das war eine Ungezogenheit, gegen die Spott und Schläge helfen sollten. Hatten sie nicht, war die Pflegefrau mit ihrem Latein am Ende und schob die Kleine weiter ab. Gute und böse Stellen wechselten. Auf der einen wurde die hübsche Kleine verwöhnt, auf der anderen der ungezogene Balg geprügelt; mal glückte es, beide Kinder zusammen unterzubringen, mal wurden sie wieder auseinandergerissen. Als das Mädchen neun Jahre alt war, verging sich an ihr ein „Pflegevater“, der seine schwangere Frau „schonen“ wollte. Auf einer Stelle wurden beide Kinder befehlen geschickt, auf der anderen verlaufen sie. Es waren die K r i e g s j a h r e, in denen auch den geliebtesten Kindern die Nahrung knapp genug zugemessen werden mußte. Endlich heiratete der Vater wieder: Nun sollten die beiden Kinder in seinen neuen Haushalt. Scheu und verschüchtert standen sie vor der „Stiefmutter“, mit der ihnen von den Pflegefrauen oft genug gedroht worden war. Sie sollten „Mutter“ sagen und zärtlich sein — sie, die nie Zärtlichkeiten kennengelernt hatten. Ihre Abwehr hieß Traur — es gab nur ein Mittel dagegen: Prügel. Und so wurden beide unbarmherzig geprügelt, um den „Bock auszutreiben“. Der Junge unterwarf sich. Das Mädchen hatte von dem Tage an offenen Krieg gegen die Stiefmutter erklärt. Fünfzehnjährig wurde sie als Laufmädchen ins Geschäft gesteckt. Das Geld mußte sie abliefern. Taschengeld gab's nicht. Sechzehnjährig kam Hanna in Dienst. Es war zu teuer zu Hause die heranwachsende zu ernähren. Die Stellen wechselten; das unerfahrene Mädchen wurde leicht von „tüchtigen“ Hausfrauen entdeckt. Um zehn, dann um elf sollte sie zu Hause sein. Jede Ueberschreitung der Urlaubszeit war ein großes Vergehen, das nach Hause gemeldet wurde. Die Stiefmutter heßte: Das Mädchen trieb sich herum — ihr sollte sie nicht wieder ins Haus. Die arbeitsfähige Kleine war wohl nicht vergnügungsfähiger als andere junge Mädchen in gleichem Alter — aber niemand kümmerte sich um sie. So kam sie bald dazu, in den billigen Tanzlokalen und Dielen Stammgast zu sein — und hätte das erste Sexualerlebnis des Kindes ihr nicht als Erbschaft einen Etel vor dem

Angang mit einem beliebigen Mann eingelöst, wäre sie wohl bald unter das Fuhrwerk geraten. So nahm sie wohl hier und da auch materielle Hilfe irgendeines guten Freundes an, fand auch einen alten Herrn, dem es genügte, sich mit dem hübschen Mädchen als ihr erklärter Freund zu zeigen; aber trotz Temperament und guter Laune, trotz aller Tanzlust und gelegentlicher Versuche, die Kleine mit Alkohol firre zu kriegen, blieb Hanna die „kühle Blonde“, die ihre Tanzdielfreunde nicht weiter als zu einem Kuß und einer kühnlichen Umarmung kommen ließ. Es war, als tobe das zierliche Mädchen all sein Temperament im Tanz aus.

Glühend wünschte die Zwanzigjährige sich die Freiheit, jeden Abend zur Musik und tanzen gehen zu können. Ihr längstes Zeugnis lautete kaum über ein Jahr — meist hielt sie es nur wenige

Wongie aus. Der bunte kleine Vogel suchte immer wieder aus dem Käfig festgebundenster Arbeit zu entflücheln. Endlich verfluchte sie umzusatteln. Aber das elende Gehalt einer lernenden Verkäuferin machte sie abhängig von der Hilfe materiell gutgestellter Freunde. Sie hielt durch solange es ging. Als nach einem halben Jahr alle ihre Schuhe zertanzt waren — als sie, von der Wirtin gekündigt, kaum noch zwei Tage ihre Unterkunft bezahlen konnte, ging sie wieder zur Stellenvermittlerin. Und wieder fand die tüchtige Kleine eine Stellung — sogar eine, die sie nach Wunsch sofort antreten konnte. Der bunte kleine Vogel hatte lernen müssen, daß ein armes Mädchen nur die Wahl zwischen zwei Gefangenschaften hat und daß es noch leichter ist, sich den Weg in die Freiheit zu erarbeiten als zu ertanzen...
Rose Ewald.

Soziales Ethos!

Von Henny Schumacher.

Ich stehe im Schlafwagen Berlin—Köln. In Charlottenburg steigt eine Mutter mit drei Kindern ein, Typ Berlin W. Die Kinder, etwa zehn- bis zwölfjährige Mädchen, erzählen einander: „Und dann sind wir einmal vierter Klasse gefahren, und da haben wir uns die Arbeiter angeschaut!“

Wir brauchen nicht einmal sozial empfindlich zu sein, um bei dieser harmlos ausgesprochenen Bemerkung aufs tiefste zu erschrecken. Der Abstand zwischen unseren Bevölkerungsschichten kann nicht deutlicher gemacht werden als durch diesen Ausdruck. Arbeiter sind keine Menschen, die sind eine andere Art Lebewesen, die man sich interessiert „anschaut“, wie etwa die wilden Tiere hinter den Gittern in den Käfigen des Zoologischen Gartens! Die Selbstverständlichkeit, mit der diese Meinung ausgesprochen wurde, zeigt, wie tief sie in den vermögenden und sogenannten gebildeten Kreisen verwurzelt ist. Die Kinder sind in diesem Fall das Sprachrohr der Erwachsenen, sie empfinden so, wie es ihnen die Eltern von den ersten Tagen ihres Lebens an einprägen. —

In einer Kleinstadt erzählt die junge Tochter eines reichen Industriellen ihren Freundinnen: „Heute haben wir Gesellschaft. Eingeladen sind: Der Direktor der Oberrealschule X, Studienrat Y, Amtsgerichtsrat Z, na, wißt ihr, so dritte Garnitur!“

Schade nur, daß die „dritte Garnitur“ nicht zu hören bekam, wie man sie in diesen Finanzkreisen wertete. Ob sie dann auch weiterhin Scharwenzeit hätte, um Zusatz zu dieser Finanzaristokratie zu erhalten? Auch dieser Ausdruck zeigt wieder den gleichen sozialen Tiefstand. Das Wort von der Brüderlichkeit der Menschen untereinander ist bei den „allerchristlichsten Deutschen“ eine Phrase!

Ich erkundige mich nach der Wäscherei einer Anstalt, in der „gefallene Mädchen“ die Arbeit leisten. Man rühmt die Güte und Billigkeit der Arbeit und betont: „Wenn Sie dorthin Ihre Wäsche geben, tun Sie noch ein gutes Werk damit, die Leute müssen Ihnen dankbar sein.“ Diese Antwort erhalte ich an mehreren Stellen, und sie wird mir von Menschen gegeben, die in sozialer Arbeit stehen. Also: es sind da irgendwo Menschen, die ein schweres Leben hinter sich haben. Sie leisten mir schmutzige, schwere Handarbeit, damit ich in Ruhe geistig zu arbeiten kann. Wir geht es wirtschaftlich so, daß ich die Wäschearbeit ausgeben kann. Ich bin also fraglos in einer Vorzugsstellung. Wer hat da dankbar zu sein? Der natürliche Menschenverstand und das soziale Gewissen sagen: „Ich!“ — Die heutige Gesellschaftsordnung behauptet: „Die armen Mädchen!“ Es ist die gleiche Gesellschaftsordnung, die diese Menschen erst schuldig werden läßt, um sie dann ihrer Pein zu überlassen und hinterher durch „Hebung ihrer Sittlichkeit“ sich selbst den Himmel zu verdienen. Wir scheitern immer, diese „gefallenen Mädchen“ sind dem Himmelreich näher als die Hochmütteleen unserer Gesellschaft!

Merken wir denn gar nicht mehr, in welcher Selbsttäuschung wir uns befinden, wie verwirrt unsere sittlichen Begriffe sind? Will man nicht mehr natürlich und schlicht gesund empfinden? Man kann es wohl nicht mehr. Das ist der Fluch unseres kapitalistischen Zeitalters. —

Ein Volkskindergarten schließt für die Zeit der Ferien. Die arbeitenden Mütter sind in großen Nöten. Eine Mutter, eine arme Aufwärtlerin, nimmt Rücksprache mit der Kindergärtnerin:

„Wo soll ich denn meine Kinder lassen? Ich muß doch arbeiten gehen!“

„Nun, dann nehmen Sie die Kinder doch mit!“

„Aber das geht doch nicht, die Leute bedanken sich dafür!“

„Na, dann gehen Sie eben mal nicht arbeiten!“

Kindergärtnerinnen sind Volkserzieherinnen. Sie sollen die Not des Volkes kennen und Verständnis für sie haben. Eigentlich sollte Volksnot gemeinsame Not sein. Aber diese Kindergärtnerin, die sicher stolz auf ihre soziale Arbeit ist, hat keine Spur mit-

empfindendes Verständnis. Kann eine Arbeitermutter Vertrauen zu einer solchen Volkserzieherin haben? —

Eine Lehrerin sorgt sich um eine erkrankte Schülerin und will ihr eine gründliche ärztliche Behandlung verschaffen. Die Schulleitung aber bedeutet ihr, daß sie sich um die Gesundheit der Schülerinnen nicht zu kümmern habe, daß dies ein Eingriff in die Rechte der Eltern und der Pension bedeute, in der die Schülerin lebe. Aber wenn diese Instanzen verlagen? Auch dann nicht, so heißt es!

Wann werden wir soweit sein, daß wir einsehen: der Mensch muß uns immer höher stehen als formale Rechtsanschauungen, als Zuständigkeiten und Konventionen?! Wann werden wir Verantwortung empfinden dürfen für den ganzen Gemeinschaftskreis, in dem wir leben? Wann dies soziale Empfinden umsehen dürfen in soziale Tat? Nur dort ist wahre Gemeinschaft, wo jeder Verantwortung fürs Ganze empfindet, wo man nicht bestimmte Ressorts zur Verantwortung zugewiesen erhält. Bürokratie und soziale Arbeit vertragen sich grundsätzlich nicht miteinander! —

In einer Versammlung des Kollegiums einer privaten Anstalt tritt eine der älteren für die jüngeren Kolleginnen ein und erklärt ihre pekuniäre Lage für unhaltbar. Darauf wird ihr im Tone der moralischen Entrüstung erwidert:

„Jugend muß lernen, Opfer zu bringen. Wir, die älteren, haben früher auch manches entbehren und mit einem noch kleineren Gehalt auskommen müssen!“

Es ist doch eine Annäherung sondergleichen, von einem geschützten Hafen aus die Notlage der Jugend als ein Mittel der sittlichen Läuterung hinzustellen! Wie schmerzlich berührt auch hier wieder der Mangel an sozialem Verständnis! Wer nicht in der Lage ist, die Not der gefährdeten Jugend, die Nöte jüngerer Kolleginnen mitzuempfinden, geschweige denn als Kämpfer für sie einzutreten, der wird das tiefe Elend der proletarischen Bevölkerung und ihr Ringen um bessere Lebenshaltung nie verstehen. Solche Menschen kennen auch die Beziehungen zwischen Wirtschaft und Sittlichkeit, Wirtschaft und Geistigkeit nicht. —

Wenn Arbeiterwohlfahrt und Kinderfreunde eigene Kindergärten, Hort, Erholungsheime, Fürsorgeeinrichtungen und Anstalten zur Auszubildung von Erzieherinnen, Wohlfahrtspflegerinnen und Fürsorgerinnen, kurzum von Sozialbeamtinnen, gründen und gründen wollen, so ist dies einfach eine Notwendigkeit, wenn wir nämlich verhindern wollen, daß das oben geschilderte „soziale Ethos“ noch weiter um sich greifen und auch Menschen unserer Weltanschauung ergreifen soll. Was uns nützt: die Revolutionierung der Geister, sie wird auf bürgerlichen Anstalten nie erreicht werden. Wir brauchen eine neue Erfüllung des Begriffes „sozial“. Seine ursprüngliche Bedeutung muß wiedererkannt werden. Sozial sein, bedeutet: das Bewußtsein, Mensch zu sein, Glied einer großen Gemeinschaft, der Menschheit. Es ist ein Irrtum, daß uns nur die Mutter geboren habe, daß wir unser Leben nur den Eltern zu verdanken haben. Die Menschheit hat uns in ihrem Schoß getragen, ihr verdanken wir unser geistiges Leben, von ihr kommen uns unsere Gaben und Fähigkeiten, kommen uns unsere Schwächen und Mängel. Wir sind befaßt mit der Tradition der Vergangenheit, aber auch erfüllt von ihrer vorwärtsdringenden Kulturkraft. Unserm Bewußtseinsinhalt haben wir mit allen Menschen gemein. Und so sehr wir auch in der Selbständigkeit geistiger Verarbeitung unser Eigenbewußtsein spüren, so sehr wir uns als „ich“ und „du“ unterschieden fühlen — in der Wesenhaftigkeit sind wir eins: wir sind Menschen, in denen Sehnsucht und Liebe, Güte und Haß, Himmel und Hölle lebendig sind!

Wer dies Gleiche in der Wesenheit nicht spürt, nicht als lebendige, aufwühlende Kraft empfindet, der ist nicht sozial. Und der kann auch nicht sozial erziehen!

Niegewaschene Hemden.

Unsaftliche Unterbeinkleider — „Anstandsrock“.

Erst in den letzten Jahrhunderten ist das Problem der Unter-
kleidung aufgetaucht und damit auch Gegenstand hygienischer Be-
trachtung geworden. Früher war das Allgemeininteresse vor-
wiegend auf die Oberkleidung und zwar fast ausschließlich auf die
äußere Hülle des Menschen gerichtet, während die Innenseite
der Kleidung und vollends die Unterkleidung außerordentlich ver-
nachlässigt wurden. Auf diese Tatsache hat vor einiger Zeit Frau
Professor Helene Döhle (Berlin) in einer medizinischen Fachzeit-
schrift hingewiesen.

Die kostbarsten Kleidungsstücke des 16., 17. und sogar 18. Jahr-
hunderts waren nur mit einem Futter aus grober Sacklein-
wand ausgestattet. Feine Leinenhemden wurden als Geschenke
zwischen den Fürsten der damaligen Zeit ausgetauscht. Das Hemd
war damals noch kein hygienischer Gebrauchsgegenstand, der häufig
gewechselt und gewaschen wurde, sondern gehörte gleichsam zum
Wams und Rock, zum Nieder und Oberkleid. Wenn man ein Mit-
teltagesverzeichnis jener Zeit durchblättert, dann findet man erstaunlicher-
weise, daß die Zahl der Oberkleider stets die Zahl der Hemden weit
übertrifft. Eine Braut aus vornehmstem Stande erhielt etwa 10 bis
12 Hemden in ihre Ausstattung, jedoch leisteten sich die meisten
Bente bei weitem nicht eine so hohe Zahl. Es war damals allgemein
üblich, daß der Bräutigam am Hochzeitstage von der Braut ein
besonders wertvolles „Bräutigamshemd“ zugewandt erhielt,
das die Braut selbst angefertigt hatte.

Auf unsere Zeit ist kein Bericht darüber gekommen, ob diese
Lugushemden überhaupt jemals, und wie oft sie gewaschen
wurden.

Wenn man bedenkt, daß diese Hemden vielfach mit Perlen und
bunter Seide verziert waren, daß es ferner in jener Zeit noch keine
chemische Reinigung gab, so drängt sich die Ueberzeugung auf, daß
die Säuberung dieser feinen Hemden in keiner Weise hygienischen
Ansprüchen genügt haben kann. Die minderbemittelten Kreise werden
damals wohl nur in Ausnahmefällen oder überhaupt nicht Hemden
getragen haben. Wahrscheinlich wurde das kostbare Leinenhemd in
diesen Kreisen durch ein Brusttuch aus grobem Gewebe oder durch
ein farbiges sogenanntes Futterhemd ersetzt, das nur bis an die
Taillie reichte. Erst etwa um 1600 dürfte sich das weiße Unter-
hemd allgemein eingebürgert haben. Für die Männer gab es etwa
vom 16. Jahrhundert an gewirktes oder gestricktes Unterzeug, das
jedoch zunächst sehr kostbar und darum nur selten war. Erst all-
mählich wurde dieses Tricotunterzeug bescheidener ausgestattet und
drang dann auch in die bürgerlichen Kreise. Beder im 16., noch im
17., noch auch im größten Teile des 18. Jahrhunderts trugen die
Frauen, ob hoch, ob niedrig, Beinkleider. Eine Ausnahme
bildeten nur die Niederlande, in denen das rauhe Klima den Frauen
das Tragen von Kniehosen aufzwang. In Deutschland jedoch galten
damals Beinkleider als „ungesund und un bequem, ja sogar als
unpassend“. Vor allem die Kirche bezeichnete

das Tragen von Unterbeinkleidern bei Frauen als unsittlich (!)

Selbst im 18. Jahrhundert, im Zeitalter des lustigen Reifrocks,
konnte sich das Beinkleid für Frauen nicht durchsetzen. Erst in der
zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begannen einzelne Ärzte, sich
für eine geschlossene Unterkleidung der Frauen einzusetzen. Sie
stießen dabei auf den heftigsten Widerstand, obwohl sie diese Unter-
kleidung empfahlen, um Erkältungen des Unterleibs vorzubeugen.
Selbst unter den hervorragenden Ärzten jener Zeit fanden sich
fanatische Gegner, die das Tragen von Frauenbeinkleidern als eine
heillose Erfindung bezeichneten, durch die erst Unterleibsleiden aller
Art entständen. Schließlich hat aber die Mode den Weg für das
Unterbeinkleid der Frauen freigemacht. Die im Zeitalter Napo-
leons eingeführte lustige Empiretracht rief bei den Frauen
unzählige Erkältungen und tödliche Grippefälle hervor und zwang
dadurch die Frauen, die bisher verpönten Hosen zu tragen. Während
zunächst dieses neue Bekleidungsstück unsichtbar blieb, ließ die
folgende Modeepoche die Beinmäntel bis an den Fußknöchel reichen
und hier

in foketter Spitzenmanschette auslaufen.

Mehr als ein halbes Jahrhundert lang wurden die unter dem Rock
hervorschauenden Beinmäntel von den kleinen Mädchen getragen.
Aber wie das lose „Chemisett“ und die „Röllchen“ später bei den
Herren der Schöpfung ein ganzes Oberhemd vortäuschen sollten, so
geschah es auch bald bei diesen Beinmänteln der Frauen. Der bürger-
liche Mittelstand trug lediglich Hosenbeine, die ohne obere
Fortsetzung am Knie unter die Strumpfbänder geklemmt wurden.

Erst in den letzten fünfzig Jahren hat sich in den Städten
bei den Frauen das unsichtbare, lediglich aus hygienischen Gründen
getragene Unterbeinkleid durchgesetzt. Die ältere Generation der
Landbevölkerung trägt es wohl zum großen Teile auch heute noch
nicht. Der Unterrock dagegen ist viel älteren Datums. Ursprüng-
lich diente er als praktische Wärmehülle. Er war kurz, glatt, eng
und ziemlich primitiv, aus dickem, dunklem Wollstoff. Auch dem
Unterrock hat erst die Empiretracht eine gewisse pikante Bedeutung
verschafft, die sich in einer Verfeinerung des Stoffmaterials und im
Anbringen mannigfaltiger Verzierungen kundgab. Die Biedermeier-
zeit erhöhte die als schicklich geltende Zahl der Unterröcke in einer
für unsere Begriffe geradezu erschreckenden Weise.

Unter zwei längeren Unterröcken wurde noch der sogenannte
„Anstandsrock“ getragen,

und all dies galt als Symbol für reelle Hausfrauentugend und gute
Sitte. Erst die nachfolgenden Generationen, die nach Abhärtung und
körperlicher Bewegungsfreiheit verlangten, vermochten sich unter
schweren Kämpfen dieser Unterröcksqualen zu entledigen. Die immer
mehr zunehmende Körperpflege und Hygiene unserer Zeit hat dann
gerade dem Unterrock — ebenso wie dem Korsett — den Rest gegeben,
Mit Recht schließt Frau Döhle ihre Ausführungen mit Worten, die
unsere Sittlichkeitsfanatiker sich gewissenhaft hinter die Ohren
schreiben sollten: „Jedenfalls hat es eine absolute Norm für
das, was schicklich oder unschicklich ist, in der Kostümgeschichte nie-
mals gegeben.“

Abtreibung und Wirtschaftsnot.

In einem guten Aufsatz über „Bevölkerungspolitik“ (Mai- und
Juniheft der „Frau“) zitiert Gertrud Bäumer eine kleine
Statistik aus Kiel, aus der der Zusammenhang zwischen Zahl der
Abtreibungen und Zahl der Geburten mit der Arbeitslosigkeit mit
erschütternder Eindeutigkeit hervorgeht. Die nicht umfangreiche, aber
recht wertvolle Statistik wurde gewonnen durch den Kieler Medizinal-
rat Engelsmann, auf dessen Veranlassung die Hebammen — natür-
lich unter Zusicherung strengster Verschwiegenheit — sich von ihren
Patientinnen, die im Jahre 1924 entbanden, die Zahl und das Jahr
der vorher stattgefundenen Geburten und Fehlgeburten, wobei
letztere fast immer mit Abtreibung gleichgesetzt werden können, mit-
teilen ließen. Es hat sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal die
Behauptung der Gegner der Abtreibungsstrafe bestätigt, daß die
weitaus meisten Abtreibungen nicht dem unehelichen Geschlechts-
verkehr zur Last fallen, sondern von älteren Ehefrauen,
Müttern mehrerer Kinder, begangen werden.

An der Statistik sind alle Berufsgruppen beteiligt. Sie wurde
in den Jahren 1925—1927 durch neue Untersuchungen nachkontrol-
liert und ergänzt. Sie ergibt folgendes Bild von der Geburten-
bewegung im Zusammenhang mit der Erwerbslosigkeit:

	Sauptunterstützungsempfänger			Geburten auf 1000 Einwohner	Fehlgeburten auf 100 Geburten
	Januar	Juli	Dezember		
1924	6 309	1 886	3 306	15,31	34
1925	4 087	2 961	6 334	18,14	30,7
1926	9 004	11 785	12 281	17,34	36,54
1927	11 781	—	—	16,30	44,22

Beachtenswert ist vor allem, wie die verhältnismäßig niedrige
Arbeitslosenziffer des Jahres 1924 sich auswirkt in der relativ hohen
Geburtenzahl und niedrigen Fehlgeburtenziffer des Jahres 1925,
und wie der wachsenden Arbeitslosigkeit eine Verschiebung der Ge-
burten auf die Fehlgeburtenzahl der nachfolgenden Jahre entspricht.
— Dabei sind die Frauen, die nicht mehr geboren, sondern nur noch
abgetrieben haben, noch gar nicht einmal erfasst. — Gertrud
Bäumer, die nebst dem „Bund Deutscher Frauenvereine“ bisher in
der Abtreibungsfrage eine recht reaktionäre Haltung einnahm,
kommt angesichts dieser Tatsachen selbst zu dem Schluß, daß Ab-
treibung und Wirtschaftsnot auf das engste miteinander zusammen-
hängen, und „daß jede leichte Erhellung des wirtschaftlichen Hori-
zontes bei einem so — fast möchte man sagen: glückselig leicht-
gläubigen Volk wie dem unseren den Lebenswillen stark ansteigen
lassen wird.“

Diese Worte einer bürgerlichen Politikerin sollte man allen
denen ins Stammbuch schreiben, die den gepriesenen „Willen zum
Kind“, der sich bei einigermaßen erträglicher Wirtschaftslosigkeit sofort
in Rückgang der Abtreibungsziffer umkehrt, mit Gefängnisdrohungen
beleben wollen.

Zwischen Talmud und Europa.

Um das Frauenwahlrecht in Palästina.

Der Kampf um das Frauenstimmrecht in Palästina, diesem an Umfang kleinen, kulturell aber bedeutenden Lande, ist seit Monaten auf einem dramatischem Höhepunkt angelangt. Die eigenartige Zusammenfügung der Bevölkerung dieses Landes hat dazu geführt, daß sich religiöse Orthodoxie und modernes europäisches Bewußtsein mit außergewöhnlicher Schärfe gegenüberstehen und einander gründlich ausschließen. Daß der Zwiespalt gerade am Problem des Frauenstimmrechts entbrannt, hängt mit der Entwicklung zusammen, die Palästina in den letzten Jahrhunderten infolge der zionistischen Bewegung zum Sammelpunkte jüdischer Elemente aus den verschiedensten Ländern und Kulturkreisen machte.

Ueber der beherrschten Masse der primitiven Araber mit Vielweiberei, Haremsleben und uraltem Aberglauben steht in Palästina die europäische Herrschaft, die von englischen Verwaltungsbeamten, europäischen Konsulaten, Handelsfirmen und Religionsgesellschaften verkörpert wird. Zwischen Herrschern und Beherrschten steht die eigenartige jüdische Bevölkerung, die in ihren untersten Kulturschichten kaum das Niveau der arabischen Eingeborenen übertrifft und in ihren kulturell hochstehenden Kreisen den landfremden Herrschern völlig ebenbürtig ist. Alle Zwischenstufen vom primitiven Orientalen bis zum geistig hochentwickelten Europäer sind in der jüdischen Bevölkerung vertreten. Das hat seinen Grund darin, daß sich in ihr ganz verschiedene Elemente zusammensind; die jüdische Arbeiterbevölkerung, die immer nur auf kurze Zeit das Land verlassen hat, ferner die tausende von Auswanderern aus osteuropäischen Ländern im 18. Jahrhundert, die vor Pogromen oder aus religiöser Strenggläubigkeit im Lande der Väter Zuflucht suchten, schließlich die aus europäischer oder amerikanischer Zivildisziplin hervorgegangenen jungen Leute, die im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte ebenfalls zu Tausenden von der modernen zionistischen Bewegung dorthin geführt wurden.

Das Frauenleben in diesen drei deutlich getrennten jüdischen Schichten ist natürlich denkbar verschieden. Während die ungebildete, analphabetische orientalische Jüdin dahinlebt als unterwürfige Dienerin ihres Mannes, dem es die Scheidungsgeheiß leicht machen, sich von ihr zu trennen, und während die aus Osteuropa stammende Jüdin nichts weiter gelernt hat als zu süßen, im Gebetbuch zu lesen und ihrem Vater oder Gatten zu gehorchen, genießt die Frau der letzten Kategorie alle Freiheit. Sie besucht alle öffentlichen Bildungsstätten; sie nimmt am öffentlichen Leben durch Schaffung großzügiger Wohlfahrtsinstitutionen teil; sie erlernt keine doppelte sexuelle Moral an; sie schafft in Kindergärten und Internaten. Die höchsten Beamtenposten im Lande stehen der modernen jüdischen Frau offen: eine Frau gehört der Palästina-Exekutive an, und der Name einer Frau steht an erster Stelle unter den Bewerbern um den Posten des Bürgermeisters der bedeutenden Stadt Tel-Aviv.

So war es nur selbstverständlich, daß aus dem Geiste des modernen jüdischen Frauenlebens heraus im Entwurf einer Gemeindeverfassung für Palästina, die zur Bildung eines jüdischen Gemeindeverbandes und damit zu einer festen organisatorischen Verschmelzung des ganzen Volkes führen sollte, auch das Frauenwahlrecht vorgesehen war. Dieser Entwurf, den die englische Mandatsregierung bereits genehmigt hat, wird von der einen Hälfte des jüdischen Volkes in Palästina lediglich wegen dieses einen Punktes mit größter Schärfe und Erbitterung bekämpft. Nicht allein die Männer sind radikale Gegner des Frauenstimmrechts, sondern auch die strenggläubigen Jüdinnen der osteuropäischen Einwandererschicht, während die orientalische Jüdin träge und teilnahmslos beiseite steht. Auf der anderen Seite kämpfen die europäisch eingestellten Männer bis zum Äußersten für das Frauenstimmrecht und würden einen Verzicht der Frauen im Interesse der nationalen Einheit gar nicht dulden, weil eine Einschränkung des Staatsbürgerrechts der Frau ihr Gefühl für Gerechtigkeit und Menschenwürde aufs schwerste verletzen würde. England könnte formalrechtlich wohl ein Nachwort sprechen, vermeidet es jedoch aus politischer Klugheit, sich in interne Geisteskämpfe des ihm unterstellten Landes einzumischen.

Die Aussicht auf Einigung oder auf Besiegung des einen Teils ist gering, weil beide Parteien gleich stark sind, aber auf ganz verschiedenen Ebenen und mit völlig ungleichen Waffen kämpfen. Die Argumente der neu-europäischen Volksgenossen prallen an denjenigen Teilen der jüdischen Bevölkerung ab, für die der Talmud oberste und ewig gültige Gesetzesquelle ist. Die Wortgläubigkeit der frommen Juden läßt nur eine Lösung als möglich erscheinen: daß es einem geschulten Auslegungskünstler gelingt, die betreffenden Stellen so zu deuten, daß sie mit dem Frauenwahlrecht vereinbar sind. An eine innere Gewinnung dieser Volkstreu und zumal ihrer Frauen ist in jedem Fall erst nach langer, mühseliger Schulungs- und Aufklärungsarbeit zu denken.

Was Perserteppiche erzählen.

Wenn die prächtigen persischen Teppiche, die mit ihrem reichem Ornamentenschmuck das Entzücken der Begüterten hervorrufen, zu ihnen reden könnten, dann hätten sie viel, viel zu erzählen. Meist trauriges. Darum ist es gut, daß sie nicht sprechen können; sie würden nur die Ruhe und den Frieden der herrschaftlichen Wohnungen, wo sie ausgebreitet liegen, stören. Uns aber, uns Arbeitsteuten, die wir bei jedem fertigen Arbeitsstück an den Menschen, an die Arbeitsschwester oder den Arbeitsbruder, die es herstellen, denken müssen, uns haben die Perserteppiche so manches zu berichten.

Von den fleißigen persischen Schwestern, die sie in kunstvoller Tätigkeit webten bei elfstündiger oder (im Winter) neunstündiger Tagesarbeit. Ohne Unterbrechung. Selbst das lange Mittagsbrot nehmen sie, auf dem Bretchen sitzend, die mit Schnüren an der Zimmerdecke befestigt, vor dem in Arbeit befindlichen Teppich hängen. Und das alles für einen Wochenlohn von drei deutschen Mark!

Und dann erzählen die Perserteppiche von Not und Leiden ihrer unglücklichen Herstellerinnen. Der Staub bringt ihnen die Schwindsucht und das anhaltende Sitzen auf den schwebenden Bänken, bedeutet für viele, wenn sie niederkommen, den sicheren Tod. Ihr Becken hat sich nicht entwickeln können; ein hoher Prozentsatz der gebärenden Teppicharbeiterinnen müssen den sogenannten Kaiserschnitt erdulden, wobei die Hälfte, an sich geschwächt, ihr junges Leben aushauchen.

Und noch etwas ganz Trauriges haben die Teppiche zu offenbaren: Kleine, sechs- bis siebenjährige Mädchen werden von ihren armen Eltern für vier, fünf Jahre in die Teppichwerkstätten verkauft. Die Eltern erhalten für die ganze Zeit nach einem bestimmten Vertrag etwa zweihundert deutsche Mark, wovon zwei Drittel sogleich, der Rest nach dem Ablauf des Vertrags auszahlt werden.

Das alles vermag ein persischer Teppich uns, dem mitfühlenden Arbeitsschwester, zu erzählen und wenn wir fragen: Wie kommt es denn da, daß trotz dieser furchtbaren Kinderausbeutung die Teppiche so teuer sind, daß sie nur von denen, die von unserer Ausbeutung leben, gekauft werden können, so vernehmen wir als Antwort, daß der gesamte Export der persischen Teppiche in den Händen ausländischer, nichtpersischer Kapitalisten liegt, die den Hauptanteil des auf Kinder- und Frauenleiden begründeten Gewinns einstecken.

Davon erzählen die Perserteppiche, die in den Wohnungen der Reichen liegen. Sie freuen sich an ihrer Schönheit und schreiten taub über das Elend hin, dem sie ihren Besitz verdanken. D. N.

Zum Thema Einfamilienhaus.

Auf einer vor einiger Zeit in Berlin abgehaltenen Tagung der Reichsforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen, an der 46 Verbände bzw. 1300 Besucher teilnahmen, stand die primäre Frage unseres Neubausens: „Hochhaus oder Einfamilienhaus“ im Vordergrund des Interesses. Dr. Erna Meyer, die unseren Leserinnen durch das viel in der Parteipresse empfohlene Buch „Der neue Haushalt“ bekannt sein dürfte, führte zu dem Thema aus: „Jeder Familie ihr eigenes Gärtchen mag sehr schön sein, aber wichtiger ist denn doch zunächst die Forderung: jedem sein eigenes Bett. Und solange wir hiervon noch so weit entfernt sind, sollten wir ruhig für die Masse anständige Etagenwohnungen bauen, denn damit kommen wir schneller zum Ziel.“ Die bekannte demokratische Reichstagsabgeordnete und Sachverständige für Haushaltsrationalisierung, Frau Dr. Marie Elisabeth Lüders, nannte das Einfamilienhaus das non plus ultra an Unzweckmäßigkeit, weil es einfach eine verkleinerte Imitation der auf zahlreiches Personal eingestellten Villa sei. Im Einfamilienhaus müsse aber unter diesen unglücklichen Bedingungen die Hausfrau meist allein arbeiten.

In diesem Zusammenhang sei noch erwähnt, daß eine Umfrage des Reichsausschusses Deutscher Hausfrauenvereine über die Wohnform bei etwa 60 Proz. der befragten Mitglieder eine Ablehnung des Einfamilienhauses ergab, weil das Wohnen und Arbeiten im Einfamilienhaus zu anstrengend und unrationell ist.

Staatsangehörigkeit der Ehefrau.

In Genf fand eine Frauentagung von 500 Teilnehmerinnen aus 34 Staaten statt. Von den sehr vielen Berufs- und akademischen Fragen, die von dem Kongress behandelt wurden, hat eine sehr lebhaft debattierte Frage der Staatsangehörigkeit der verheirateten Frauen hervorgehoben. Der Kongress genehmigte eine Resolution, wonach die verheirateten und unverheirateten Frauen das gleiche Recht haben sollen wie der Mann, ihre Staatsangehörigkeit selbst zu bestimmen. Diese Resolution wurde dem Völkerbund überwiesen, damit er sie der internationalen Konferenz für die Kodifizierung des Völkerrechts, die im nächsten Jahre in Haag stattfindet, zur Behandlung überweisen soll.